

H A N J O S A U E R

Theologie studieren

Zum praktischen Zweck dieser Wissenschaft

Es sollte keine Frage sein, dass die Theologie primäre Bezugswissenschaft für kirchliches Handeln ist. Aber wie stark ist die Theologie in ihrer Theoriebildung und in ihrer tatsächlichen Vermittlung auf die Praxis ausgerichtet? Der Linzer Professor für Fundamentaltheologie fragt nach gegenwärtigen Erfahrungen und versucht, Perspektiven für eine sachgerechte Weiterentwicklung des Theologiestudiums zu entwickeln. (Redaktion)

Über einen Theologen, der aufgrund seiner ausgewogenen Urteile gesellschaftlich sehr anerkannt, aber eher an Praxisnähe als an Theoriebildung interessiert war, spottete einer seiner Kollegen: „Bei seinen Schlussfolgerungen sind die Obersätze im Syllogismus meistens falsch. Ebenso die Untersätze und die logischen Regeln. Aber das Ergebnis der Schlussfolgerungen ist meistens richtig.“ Diese etwas boshafte Anekdote – persönlich unfair, von der Sache her nicht ganz von der Hand zu weisen – wirft das Problem auf, welche Rolle der theologischen Theorie im Dienst der pastoralen Praxis zukommt. Bereits Kant hatte sich kritisch gegen den „Gemeinspruch“ gewandt: „Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis“¹, indem er zu zeigen versuchte, dass die Moral „schon an sich selbst eine Praxis in objektiver Bedeutung“ sei, „als Inbegriff von unbedingt gebietenden Gesetzen“². Was einen praktischen Philosophen ausmache, sei der „Vernunftendzweck“, den dieser zum Grundsatz seiner Handlungen mache.³ Ohne in die breit geführte Theorie-Praxis-Diskus-

sion der Neuzeit einsteigen zu wollen, müssen wir als eine wichtige Voraussetzung unserer Überlegungen zur Kenntnis nehmen, dass es zu allergrößtem Schaden führt, wenn Theorie und Praxis (in einem kurzsichtigen theoretischen Entwurf ebenso, wie in einem planlosen Aktionismus) gegeneinander ausgespielt werden. Die Theorie verliert ihren lebensgeschichtlichen Ort, und die Praxis weiß nicht mehr um sich selbst. Sie kann ihre Ergebnisse nicht festhalten. Auf das Beispiel der anfänglichen Anekdote bezogen: Wird theologische Theorie tatsächlich so betrieben, dass praktische Orientierungen trotz ihrer Vorgaben gewonnen werden, dann hat die Theorie ihren Zweck verfehlt; sie eröffnet keine Handlungsmöglichkeiten, sondern behindert oder verunmöglicht diese. Umgekehrt wird die Praxis beliebig und zufällig. Ihr humanes Potential kann nicht gesichert werden, weil der praktisch Handelnde nicht weiß, was er tut und warum er es tut. Mit der Beliebigkeit eröffnet sich auch der Raum möglicher Gewalttätigkeit. Wie aber kann die Beschäftigung mit der Theorie so

¹ Vgl. die gleichnamige Schrift: „Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis“, in: Werke, hg. v. W. Weischedel (Darmstadt 1975), Bd. 9, 125–172.

² Zum ewigen Frieden, a.a.O., 228.

³ Vgl. dazu H. Kleger, Praxis, in: Hist. Wörterbuch der Philosophie, Bd. 7, 1296.

gestaltet werden, dass sie praktisches Handeln ermöglicht? Wie kann das Studium der Theologie verstanden und organisiert werden, dass es sich für die praktische Seelsorge fruchtbar erweist? Hat die Theologie einen Ort in der modernen Gesellschaft? Wozu braucht es sie? Wie kann und muss sie vermittelt werden, so dass sich im Prozess dieser Vermittlung selbst zeigt, was sie kann und was sie will? Wie kann sie sich am Ort der Universität behaupten?

1. Hat die Theologie einen Ort in der modernen Gesellschaft?

Auf höchster lehramtlicher Ebene hat sich die katholische Kirche im II. Vatikanischen Konzil mit der umgreifenden Frage nach dem Ort der Kirche in der modernen Gesellschaft, ihrer Herkunft und ihrer Funktion beschäftigt. Der kühne Aufbruch, sich auf eine Grundsatzreflexion einzulassen und in einen Dialog mit den christlichen Konfessionen, den Weltreligionen und der Gesellschaft einzutreten, verhieß einen Frühling der Theologie, der sich in neuen Aufbrüchen, wie der Theologie der Befreiung, manifestiert hat. Inzwischen ist diese – viele Kräfte mobilisierende – Aufbruchsstimmung einer Phase der Stagnation und der Resignation gewichen. Innerkirchlich markieren eine Reihe päpstlicher Lehrschreiben das Bemühen, traditionelle kirchliche Lebensformen festzuschreiben. Außerkirchlich droht nach dem Zusammenbruch der kommunistischen Gesellschaftsordnung ein sich global durchsetzender Kapitalismus, der sich in Europa durch sozial motivierte na-

tionale Gesetzgebungen noch halbwegs zähmen ließ, sich weltweit aber in immer brutaler Formen ausbreitet, wie sich exemplarisch im Pornografiemarkt des Internets ausmachen lässt. Im Sog des Molochs „Markt“ zerbrechen die traditionellen Symbolwelten, die Ort und Orientierung gaben. Global sich durchsetzende wirtschaftliche Entwicklungen verstärken den Trend zu kultureller Partikularität und der Auflösung herkömmlicher umgreifender Sozialstrukturen. Inwieweit der Terroranschlag vom 11. September 2001 auf die Zentren der USA, den viele zeitgenössische Stimmen als Markstein neuer gesellschaftlicher Vorzeichen empfanden, tatsächlich eine Trendwende signalisiert, lässt sich noch nicht ausmachen. Bei aller Perversität und Menschenverachtung sollen diese Anschläge vermutlich auch als hilflos verzweifelte Versuche verstanden werden, sich westlich-kapitalistischen Grundoptionen zu widersetzen.

Eine katholische Theologie, die sich den Prinzipien des II. Vatikanischen Konzils verpflichtet weiß, gerät leicht zwischen alle Fronten. Außerkirchlich hat sie die interessierten Gesprächspartner verloren, weil Kirche als anachronistischer Restbestand wahrgenommen wird⁴, von dem ernst zu nehmende Beiträge zum Umgang mit der modernen Gesellschaft nicht zu erwarten sind. Innerkirchlich kann sie sich kaum des Verdachts erwehren, es lieber mit den „Kindern dieser Welt“ zu halten, als sich selbst ohne Wenn und Aber kirchlich-konfessionell zu identifizieren. Zudem spricht sie nicht mit einer Sprache, sondern löst sich in der Außenwahrnehmung auf in ein Stim-

⁴ Bezeichnend ist die umgangssprachliche Praxis: Wenn im Zusammenhang gesellschaftlicher Entwicklungen in der Öffentlichkeit überhaupt noch von „Kirche“ gesprochen wird, dann fast immer im Plural der „Kirchen“.

mengewirr, das einen babylonischen Eindruck vermittelt. Sie ist vielgestaltig und umfasst viele Standpunkte und Perspektiven. Ein Ende der fachlichen Ausdifferenzierung ist nicht abzusehen. „Die Hoffnung auf eine allgemeingültige Theologie (oder gar einen ‚universalen‘ Katechismus) ist unsinnig und anmaßend zugleich. Ebenso wäre es töricht, festzulegen, wie die Relation von Theologie und christlichem Glauben gegenwärtig beschaffen sein sollte, denn in einer vom Pluralismus geprägten Situation hängt das von den jeweiligen kirchlichen und politischen Voraussetzungen ab.“⁵

Zu diesen Voraussetzungen gehört eine ungeheuere Vermehrung des verfügbaren Wissensbestandes. Diese bringt in der modernen Gesellschaft paradoxe Erscheinungen mit sich. War der Begriff des Wissens eng verknüpft mit jenem der Gewissheit, nämlich der Möglichkeit, sich mittels rationaler Kenntnis eines Sachverhalts Orientierung zu verschaffen, so tritt angesichts unüberschaubaren, aber grundsätzlich verfügbaren positiven Wissens ein entgegengesetzter Effekt ein. Gerade die Kundigen, die sich intensiver mit bestimmten Sachverhalten beschäftigt haben, sehen sich immer weniger in der Lage, eindeutige Aussagen zu machen. Sie sind angesichts dessen, was sie nicht übersehen, von dem sie aber – im Gegensatz zu den unbekümmerten Naiven – Kenntnis haben, zutiefst verunsichert und in Gefahr, sich in einen von der Lebenswelt abgeschotteten fachwissenschaftlichen Diskurs zurückzuziehen. Diese Erfahrung des Auseinanderklaffens von Theorie und Praxis, Wissen und Handeln durchzieht alle Bereiche von Wissenschaft und Gesellschaft. Sie trifft mit beson-

derer Härte die traditionelle Theologie, zu deren Eigenart es gehört, das Spannungsfeld von Wissen und Glauben zu thematisieren und die Kirche im Raum der Wissenschaft, ebenso aber auch die Wissenschaft im Raum der Kirche präsent zu machen. Etwas überspitzt gesagt: Angesichts dieser Verunsicherung zeigen sich in Kirche und Gesellschaft jene Individuen am handlungsfähigsten, die unbelastet von jedem Problemhorizont die Welt in fundamentalistischer Eindeutigkeit in schwarz und weiß, in gut und böse aufteilen. Eine theoriegeleitete differenziertere Sicht der Dinge wird zunehmend mehr als Verunmöglichung praktischen Handelns empfunden.

Vor diesem Hintergrund stellt sich verschärft die Frage nach Ort und Funktion der Theologie im Rahmen von Bildung, Ausbildung, Fortbildung und Weiterbildung und ihrem Dienst für die Pastoral. Einige kurze Bemerkungen zur Unterscheidung der gebrauchten Begriffe: Der Begriff der Bildung ist am stärksten in der abendländischen Tradition insbesondere der Aufklärung und ihrem emanzipatorischen Pathos verankert. Die Vorstellung, sich mit Hilfe eines enzyklopädischen, das heißt, eines universalen, alle wichtigen Lebensbereiche umgreifenden Wissens Orientierung in der Welt zu verschaffen und diese nach eigenen Wünschen und Vorstellungen gestalten zu können, hat einen gewaltigen Motivationsschub ausgelöst, der seine Faszination bis heute nicht gänzlich verloren hat. Gegenüber dem Begriff der Bildung zielt jener der Ausbildung auf die systematische Vermittlung aller Fähigkeiten und Kenntnisse, die es zur Ausübung eines bestimmten Berufes braucht. Der gesellschaftliche Um-

⁵ James M. Byrne, Theologie und christlicher Glaube, in: Conc (D) 30 (1994) 479.

wandlungsprozess und der beschleunigte Wandel machen die Notwendigkeit einer beruflichen Fortbildung⁶ einsichtig. Zudem hat sich die Bildungslandschaft in der modernen Gesellschaft so aufgefächert, dass das einmalige Erlernen einer beruflichen Qualifikation, die als tragende Basis durch eine Biographie hindurch erhalten bleibt, zum Ausnahme-, nicht zum Regelfall geworden ist. Dies gilt selbst für die pastoralen Berufe der Kirche mit Ausnahme des Priesterberufs, der in einer eigenartigen Spannung zum gesellschaftlichen Umfeld von vorneherein als Beruf konzipiert ist, der beansprucht, sich mit einem Gesamt-Lebenskonzept zu decken. Die Anforderungen an die berufliche Kompetenz werden stetig höher. Man muss sich nur vor Augen führen, mit welchem pastoralen Umfeld ein Dorfpfarrer noch vor zwei Generationen zu tun hatte und mit welch unübersichtlich pluraler Situation er heute konfrontiert ist. Das als spirituelle Maxime oft zitierte Paulus-Wort, „allen alles zu werden“ (1 Kor 9,22), erwies sich, würde es ernst genommen, als heillose Überforderung.

Die sich beschleunigende Zunahme des verfügbaren Sachwissens macht die Einzelnen, wie sich Karl Rahner auszudrücken pflegte, „immer dümmer“. Den individuellen Bildungsprozess an einer enzyklopädisch gerundeten Übersicht orientieren zu wollen, erwies sich bereits im 19. Jahrhundert als ein hoffnungsloses Unterfangen. Zudem ist zu bedenken, dass sich „Wissen“ primär keineswegs auf „Natur“ bezieht, als ein dem Menschen zur

Pflege und Gestaltung Vorgegebenes, sondern weitestgehend auf vom Menschen selbst geschaffene Konstrukte, die nicht wie Werke der Kunst oder Kultur einen festen Platz in der Geschichte des Bildungsguts beanspruchen (beispielsweise Mahlers unvollendete 10. Sinfonie, van Goghs „Boote am Strand“), sondern immer kurzlebigeres Gebrauchsgut (beispielsweise Software), das intensive Lernprozesse zu dessen Beherrschung erfordert und schon nach kurzer Zeit zum Abfallprodukt der Wegwerfgesellschaft geworden ist. Welche langfristigen psychologischen Folgen dieses Missverhältnis von Schulungsaufwand und lebensgeschichtlichem Ertrag aufwirft, lässt sich noch nicht absehen. Unbestreitbar erscheint mir die innere Beziehung dieses neuen Wissens zum Phänomen des Burn-out-Syndroms. Und es erweist sich als Wert-los zum Erleben der Welt.

Würde man gegen diese Entwicklung einwenden, die Kirche und die in ihr Tätigen hätten mit all dem nichts zu tun, ihnen ginge es vielmehr um das überzeitliche Heil des Menschen, wie dies ja im Begriff der „Seelsorge“ anzu klingen scheint, so würde ein solcher Einwand einen verheerenden Dualismus von Leib und Seele, Natur und Gnade, Welt und übernatürlichem Heil in die Anthropologie eintragen. Der christliche Glaube besteht radikal auf der welthaften Vermittlung Gottes. Die Verkündigung der Frohbotschaft muss am vorgegebenen geschichtlichen und gesellschaftlichen Ort erfolgen, oder sie erfolgt überhaupt nicht. Dies setzt den lebendigen Bezug, den dauernden

⁶ Umgangssprachlich wird zwischen Fortbildung und Weiterbildung kaum unterschieden; eine scharfe Grenze zieht das Steuerrecht, insofern Aufwendungen für die berufliche „Fortbildung“ steuerlich geltend gemacht werden können im Gegensatz zu den Kosten für eine – umfassend verstandene – Weiterbildung.

Kontakt, die ständig neue Auseinandersetzung voraus, die nur fruchtbar werden kann, wo sie methodisch reflektiert wird. Diese Begleitung ist Sache der Theologie. Ihr Ort in der modernen Gesellschaft ist ihr nicht vorgegeben. Sie hat diese Arbeit selbst zu leisten, sich ihren Ort in der modernen Gesellschaft selbst zu schaffen. Sie muss sich einmischen. Sie muss sich Autorität mit Sachkompetenz verschaffen.

2. Wie steht es um die Theologie? Was kann sie leisten?

Zur Aufgabe der Theologie gehört es, sich Rechenschaft zu geben über den eigenen gesellschaftlichen Standort, über Herausforderungen, denen sie sich zu stellen hat, und entsprechende Prioritäten zu setzen. Eine nüchterne Wahrnehmung der universitären Theologie im deutschsprachigen Raum wird konstatieren müssen, dass ihre Wertschätzung im akademischen Raum in den letzten Jahrzehnten deutlich abgenommen hat. Dafür gibt es klare Anzeichen:

- Die Zahl der Theologiestudierenden hat sich in den letzten Jahren signifikant reduziert. An manchen theologischen Fakultäten hat sie sich in den letzten fünf Jahren nahezu halbiert.⁷
- In der Außenwahrnehmung wird die Zunft der Theologen/innen nur noch am Rande registriert, falls dies überhaupt noch geschieht. Dies lässt sich verdeutlichen am theologischen Buchmarkt, wo die große Zahl neu erscheinender Fachpublikationen einen immer kleineren Leserkreis findet.

- Die in den letzten Jahren zahlenmäßig zunehmenden Konflikte der akademischen Theologie mit dem römischen Lehramt signalisieren eine Ausdifferenzierung unterschiedlicher kirchlicher Bereiche, die sich – sehr zum Schaden der Sache – mit immer größerem Misstrauen begegnen und bekämpfen.
- Von Seiten der seelsorglich tätigen kirchlichen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen kann die wissenschaftliche Theologie keineswegs mehr mit einem uneingeschränkten Vertrauensbonus rechnen. Die Notwendigkeit einer wissenschaftlich-kritischen Selbstreflexion des kirchlichen Tuns und Selbstverständnisses erscheint nicht mehr einsichtig, sondern wird als Verunsicherung empfunden.
- An den theologischen Fakultäten selbst gibt es Überlegungen, theologische Lehrstühle in religionswissenschaftliche umzuwandeln. Schwindet das Vertrauen in das eigene Fach? Erscheint es in einer pluralen Welt nicht mehr möglich oder sinnvoll, einen Wahrheitsanspruch des Glaubens geltend zu machen, der von wissenschaftlicher Relevanz ist?

Die Kirche braucht eine wissenschaftliche Theologie als notwendige selbstkritische Instanz des Glaubens, wie dieser eine Außenperspektive braucht, um seinen Ort in der Welt nicht zu verlieren, und eine Basis, um am Ort der Welt seine Sache zu vertreten. Theologie ist nicht Verkündigung, aber sie schafft ihr einen Ort und eine Perspektive. Sie lehrt zu unterscheiden zwischen dem zerbrechlichen tönernen Gefäß und dem kostbaren göttlichen

⁷ So beklagen die staatlichen österreichischen Theologischen Fakultäten mit der Einführung der Studiengebühr im Wintersemester 2001 einen Einbruch der HörerInnenzahlen um bis zu 30 Prozent.

Schatz, den es beinhaltet (2 Kor 4,7). Zerbricht das Gefäß, so wird sein Inhalt verschüttet. Darum muss mit dem Gefäß behutsam umgegangen werden. Aber nicht auf das Gefäß kommt es an, sondern auf seinen Inhalt! Mit anderen Worten: Der Glaube bedarf der menschlichen Vermittlung. Diese darf und muss kritisch gesehen werden – auch wenn es nicht ohne sie geht –, aber sie darf nicht ideologisch überhöht und vergöttert werden, denn das wäre Verrat am von Gott geschenkten Glauben! Theologie ist nicht um ihrer selbst willen da, wie auch die Kirche nicht um ihrer selbst willen da ist, sondern im Dienst des Evangeliums steht.

In welcher Beziehung steht die Theologie zum Glauben? Sie „produziert“ den Glauben nicht, aber sie schafft ihm Raum und ein Wissen um sich selbst. In einem ersten Ansatz lassen sich zwei unterschiedliche Sprach- und Reflexionsebenen unterscheiden: Während sich der Ausdruck des Glaubens „unmittelbar“ auf Gott als Inbegriff der geglaubten Wirklichkeit des Lebens bezieht, werden in der Theologie Aussagen über diese Äußerungen des Glaubens gemacht. Diese Unterscheidung hilft zu einer ersten Orientierung. Näher besehen ist die Situation komplexer. Denn jede Glaubensäußerung impliziert bereits eine theologische Theorie, wenn auch in rudimentärer Form. Erfahrungen – gerade auch des Glaubens – lassen sich nicht in theoriefreier Unmittelbarkeit machen, sondern greifen immer auf elementare

Vorstellungen von Welt und Wirklichkeit zurück, wie sie kollektiv schon in der Sprache ihren Niederschlag gefunden haben.

Den christlichen Glauben konstituiert einerseits die *fides qua*, also der Glaubensakt des Subjekts, dem eine (gnadenhaft getragene und ermöglichte) Entscheidung innewohnt, sich auf die göttliche Wirklichkeit zu beziehen, und andererseits die *fides quae*, nämlich jener Inhalt – letztlich das göttliche Geheimnis selbst –, auf den sich der Glaubende in seiner Entscheidung bezieht. Der Theologie als Sprachlehre des Glaubens kommt die Funktion eines Katalysators zu: Wie in der Chemie durch einen Katalysator Stoffwechselvorgänge in Gang gesetzt, beschleunigt oder verlangsamt werden, so auch im Prozess des Glaubens.⁸ Sie reinigt den Glauben von abwegigen, magischen und götzenhaften Zügen, gibt Maßstäbe an die Hand, zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem zu unterscheiden, und trägt zu einer „Unterscheidung der Geister“ bei.⁹ Sie hat die prophetische Aufgabe, in den Zeichen der Zeit das Wirken Gottes sichtbar zu machen. Dies kann sie nur, insoweit sie sich nicht rationalistisch missversteht, sondern um eine durch das Licht des Glaubens erleuchtete Vernunft weiß und diese zu Wort kommen lässt.

Wie es zum Menschen selbst gehört, Fragen zu stellen, die in ihrem elementaren Gewicht jeden fachwissenschaftlichen Horizont sprengen, so gehört es zu ihm, über seinen Glauben in einer elementaren Form nachzudenken. Auf

⁸ In einer Hinsicht hinkt der Vergleich mit der Chemie: Während dort der Katalysator in seinem stofflichen Gehalt unverändert bleibt, wird die Theologie in dem Prozess, in den sie sich hineinbegibt, durchaus verändert. Setzt sie sich diesem Prozess der Veränderung nicht aus, sondern immunisiert sie sich dagegen, verliert sie ihre Fruchtbarkeit und wird ideologisch.

⁹ Der Einwand, dass diese Unterscheidung Sache des Mystikers/der Mystikerin ist, stimmt in der Sache, darf aber nicht dazu dienen, Erfahrung und Reflexion, Glaube und Theologie gegeneinander auszuspielen. Sie bedingen sich gegenseitig.

dieser Ebene kann noch nicht von einer wissenschaftlichen Theologie die Rede sein, dennoch wohnt auch solchem Nachdenken ein vernunftgeleiteter Logos inne, also in ursprünglicher Weise ein theologisches Element.¹⁰

Der Theologie kommt dabei die wichtige Funktion zu, den „sensus fidelium“ mit der Lehre des kirchlichen Lehramts zu vermitteln. Denn dieser artikuliert sich diffus und bedarf einer reflektierten Artikulation, um sich Gehör zu verschaffen. Das Lehramt der Kirche ist schlecht beraten, wenn es dem Volk nicht „auf's Maul“ schaut, wenn es sich dessen Erfahrungen und Kompetenzen nicht respektvoll und mit wachem Interesse zu eigen macht. Die Verkündigung der christlichen Sexualmoral im 20. Jahrhundert ist ein Lehrstück für eine defizitäre Kommunikation mit fatalen Folgen im Hinblick auf Vertrauen und Autorität.

Auch die Vertreter und Vertreterinnen der Theologie selbst brauchen den lebendigen Kontakt zur Basis im ureigenen Interesse der von ihnen vertretenen Sache. Der Erfahrungshorizont der christlichen Gemeinden ist ein Kriterium ihrer fachlichen Urteilsbildung. Dabei kann und muss diese Urteilsbildung durchaus in Spannung stehen zu gewohnten Denk- und Handlungsweisen, aber sie muss auf diese Bezug nehmen und sich mit ihnen auseinander setzen. Sache der Theologie ist es, jenes lebendige Prinzip des Denkens zu vertreten, das sich nicht in den gewohnten Strukturen eingenistet hat und einem Positivismus huldigt, der sich mit dem Vorgegebenen und Vorgedachten abfindet und kirchliche Verhältnisse reproduziert, sondern auf das Wort Got-

tes so zu hören, wie es gegenwärtig den Menschen anspricht. Diesem Hören liegt der Glaube an die Gegenwart des Geistes Gottes in unserer Zeit zugrunde, von der Papst Johannes XXIII. eindrücklich in seiner Eröffnungsrede zum II. Vatikanischen Konzil sprach.¹¹

3. Erfahrungen und Erwartungen

Wie es ein pädagogischer Grundsatz ist, Forderungen und Erwartungen an junge Menschen zu stellen, um diese in ihrer Entwicklung zu fördern, gleichzeitig aber sehr genau darauf zu achten, dass diese Erwartungen maßvoll angesetzt werden, weil sie sonst das Gegenteil bewirken würden, so muss es ebenso darum gehen, in einem andauernden, empirisch durchgeföhrten Evaluierungsprozess den Vermittlungsprozess der universitären Theologie zu überprüfen und – wenn notwendig – neu zu konzipieren. Im Blick ist hier der Kernbereich der Berufsausbildung, die als spezifische Phase eines lebenslangen Lern- und Bildungsprozesses zu verstehen ist.

Für den Priesterberuf haben die deutschen Bischöfe in Umsetzung der „Ratio fundamentalis“ (1970) und der Apostolischen Konstitution „Sapientia christiana“ (1979) eine Rahmenordnung für die Priesterbildung erlassen (1988). Darin heißt es: „Das Ziel der Priesterbildung ist der Christ, der aufgrund seiner menschlichen und geistlichen Reife, seiner theologischen Bildung und seiner pastoralen Befähigung geeignet und bereit ist, der Berufung Gottes zu entsprechen und sich in Weihe und Sendung durch den Bischof für die Kirche als Priester in Dienst

¹⁰ Analog zu dem berühmten Wort von Joseph Beuys, dass jeder Mensch ein Künstler/eine Künstlerin sei, könnte dies auch im Hinblick auf die Theologie gesagt werden.

¹¹ Vgl. G. Alberigo (Hg.), Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils (1959–1965), Bd. II, Mainz 2000, 17–21; ebenso: P. Hebblethwaite, Johannes XXIII., Zürich-Einsiedeln-Köln 1986, 542–549.

nehmen zu lassen in der Lebensform der Ehelosigkeit um des Reiches Gottes willen, seine menschlichen, geistigen und beruflichen Fähigkeiten so weiterzuentwickeln, dass er den in der Priesterweihe übernommenen Auftrag Christi an den Mitmenschen in der jeweiligen pastoralen Situation ein Leben lang wahrnehmen kann.“¹²

Bemerkenswert ist an diesem Text das integrative Bemühen, Dienst und Leben, Beruf und Privatsphäre, Bildung und Ausbildung, Person und amtliche Funktion zusammenzubinden. Dass dieses Bemühen im Horizont der ausdifferenzierten modernen Gesellschaft gerade auch durch das harmonisch vorgezeichnete Leitbild eines allseits gebildeten Priesters an enge Grenzen stößt und dort kontraproduktiv wird, wo Leitbild und gesellschaftliche Realität zu weit auseinander klaffen, bedarf keiner Begründung. Durch hohe (zu hohe) Erwartungen an die Priesterausbildung im engeren Sinn der Studienphase sehen sich insbesondere die Priesterseminare in ihrer spirituellen Leitung unter Druck gesetzt und haben oft nur noch die Möglichkeit, kurzfristig auf Entwicklungsprozesse zu reagieren, statt kreativ und konstruktiv Rahmenbedingungen für biographische Optionen junger Menschen zu gestalten.

Über Jahrhunderte gehörte die Ausbildung der Priester zum Kernbereich der Theologischen Fakultäten, ja war deren einzige Funktion. In den letzten Jahrzehnten ist die Zahl der Priesteramtskandidaten in absoluten Zahlen ebenso wie im prozentualen Anteil an den

Hörern/Hörerinnen stetig zurückgegangen. Auch wenn sich der Studienplan – insbesondere des Studiengangs „Fachtheologie“ – noch weitgehend am Bedarf der Priesterausbildung orientiert, haben sich hinsichtlich Studienziel und Lehrinhalten Ausdifferenzierungen vollzogen, die unterschiedlichen beruflichen Anforderungen in den Bereichen von Schule, Gemeinde und kategorialer Seelsorge gerecht zu werden suchen.¹³ Im breiten Bereich der Fort- und Weiterbildung engagieren sich theologische Fakultäten schrittweise immer mehr, wie die wachsende Zahl der Berufstätigen und SeniorInnen zeigt, die keinen Studienabschluss anstreben oder diesen nicht beruflich nutzen wollen.

Welche Erfahrungen haben nun die AbsolventInnen der theologischen Studienrichtungen hinsichtlich ihres beruflichen Einsatzes gemacht? Im Rahmen des pastoralsoziologischen Projekts „Christsein als Beruf“ wurden in Österreich rund 2000 Fragebogen, die an AbsolventInnen der Studienjahre 1971–1986 versandt worden waren, ausgewertet und dazu über einhundert Einzelinterviews durchgeführt mit dem Ziel, die beruflichen Laufbahnen von ehemaligen Theologiestudierenden zu erforschen und die Rolle des Theologiestudiums hinsichtlich ihrer beruflichen Tätigkeit aufzuklären.¹⁴ Mit Blick auf das Theologiestudium fasst Christian Friesl die Ergebnisse dieser Untersuchung folgendermaßen zusammen: „Das Theologiestudium wird von den AbsolventInnen auf den ersten Blick äußerst positiv beurteilt: Jeweils rund

¹² Die deutschen Bischöfe, Rahmenordnung für die Priesterbildung (1.12.1988), Nr. 5.

¹³ Dass hier die beruflichen Anforderungen erheblich von einander abweichen, wird deutlich, wenn man an so unterschiedliche pastorale Felder wie Familien-, Ausländer- oder Gefängnisseelsorge denkt.

¹⁴ Vgl. C. Friesl, Christsein als Beruf. Chancen und Problemfelder theologischer Karrieren, Innsbruck 1996.

80% der Befragten sind mit dem evangelischen und katholischen Theologiestudium zufrieden. Es ist das Klima an den Theologischen Fakultäten, das am positivsten in Erinnerung geblieben ist: 84% der katholischen AbsolventInnen sind etwa der Meinung, dass *die gute Atmosphäre an der Fakultät/Hochschule... das Studium erleichtert* hat. Zumindest teilweise widerlegt wird die These, das Theologiestudium habe wenig mit dem persönlichen Glauben zu tun. Zwar meinen 35%, *mein Glaube kam im Studium nicht vor*, insgesamt jedoch wurde die Verbindung von Theologie und Person von 81% der AbsolventInnen der katholischen Theologie als zufriedenstellend erlebt. Positiv beurteilt wird auch die Kompetenz der Professoren: Vier Fünftel der katholischen AbsolventInnen schätzen deren guten *Einblick in die Probleme von Gesellschaft und Kirche*; evangelische TheologInnen sind hier etwas zurückhaltender.

Kritik wird laut, wenn es um den Studiengang an sich geht: Am stärksten kritisiert wird die didaktische Vermittlung der Theologie, fast zwei Drittel aller AbsolventInnen fanden sie als unzureichend. Etwa der Hälfte der katholischen AbsolventInnen (53%) war *die persönliche Begegnung mit den Lehrenden... zu wenig intensiv*, ein Problem, das an der evangelischen Fakultät weit seltener auftrat. Viele katholische AbsolventInnen¹⁵ (53%) kritisieren den Studienplan: Er wäre zu *starr* gewesen und *ließ kaum Platz für Wahlmöglichkeiten*, auch hier liegen die Werte der evangelischen KollegInnen weit darunter. Die deutlichste Kritik am Theolo-

giestudium richtet sich auf dessen Praxisrelevanz. Nur rund ein Viertel der AbsolventInnen beider theologischer Studien (Kath.: 21%, Ev.: 24%) ist der Ansicht, dass ihre *im Studium erworbene¹⁶ Qualifikation den Anforderungen des derzeitigen Berufs entspricht*. Etwas weniger fühlen sich überqualifiziert (Kath.: 21%; Ev.: 15%), ungefähr die Hälfte der Befragten gibt jeweils an, dass ihnen Qualifikationen fehlen (Kath.: 44%; Ev.: 53%).¹⁷

Auch wenn diese Untersuchungsergebnisse differenziert zu interpretieren sind, muss die Frage der Praxisrelevanz des Studiums als vordringliches Problem angesehen werden. Es mag mit den sehr hoch gespannten und unterschiedlichen Erwartungen an das Studium der Theologie selbst zusammen hängen (als Erschließung von Theorie und Praxis des kirchlichen Handelns, als Persönlichkeitsbildung, als Hilfestellung für den persönlichen Glauben), dass Zufriedenheit mit dem Studium und seinen (praxisentlasteten) Rahmenbedingungen einerseits und Kritik an Vermittlung und Relevanz der Inhalte andererseits in einem eigenartigen Widerspruch zueinander stehen. Deutlich grenzt sich auch der Bildungsgehalt der Theologie und deren Horizonterweiterung gegen die Erfordernisse einer spezifischen Berufsausbildung ab. Die AbsolventInnen stellen in ihrem Berufsfeld fest, dass ihnen bestimmte Qualifikationen fehlen. Gefragt sind hinsichtlich der Ausbildungsdefizite insbesondere psychologische Kenntnisse, Gesprächstechniken und Methoden der Gruppenleitung ebenso wie sozialwissenschaftli-

¹⁵ Im Originaltext wird der Begriff „AbsolventInnen“ abgekürzt mit „ABS“.

¹⁶ Im Originalzitat steht „erworbenen“; offensichtlich ein Druckfehler.

¹⁷ C. Friesl, Das Projekt „Christsein als Beruf“. Markante Ergebnisse und Herausforderungen, in: C. Friesl (Hg.), Christsein als Beruf. Neue Perspektiven für theologische Karrieren, Innsbruck–Wien 1996, 11–19; hier 14f. Hervorhebungen im Original.

che Grundinformationen. Die Pastoral vollzieht sich immer an bestimmten gesellschaftlichen Orten und setzt den fachlichen Umgang mit diesen voraus. Gerade die Berufseinsteiger/innen erleben die Praxisfelder, mit denen sie konfrontiert werden, als so herausfordernd und anspruchsvoll, dass den ihnen gestellten Aufgaben mit dem gesunden Menschenverstand allein nicht mehr angemessen beizukommen ist.

Besonders nachdenklich stimmt die Tatsache, dass fast die Hälfte der Befragten dieser Untersuchung der Ansicht ist, dass die Inhalte des Theologiestudiums an den Fragen der Menschen und ihren alltäglichen Problemen vorbei gehen.¹⁸ „Offensichtlich trauen viele dem Studium zwar zu, die zentralen Fragen der Tradition theologisch zu erörtern, aber weniger die Fähigkeit, diese im Heute zu positionieren und sie auf Fragen der Zeit zu beziehen.“¹⁹

Gehen wir davon aus, dass die Ergebnisse der zitierten Untersuchung repräsentativ sind und wichtige Defizite der herkömmlichen Vermittlung von Theologie benennen²⁰, dann stellt sich die Frage: Welche Konsequenzen deuten sich damit für die Organisation des Studiums der katholischen Theologie – aufgegliedert in unterschiedliche Studienrichtungen – an?²¹

4. Neue Kriterien für ein altes Studium

Eine Reform des Theologiestudiums hat primär unter der Rücksicht zu geschehen, wie unter den heute gegebenen Rahmenbedingungen die von der Theologie zu vertretende Sache im Prozess der Vermittlung selbst zur Sprache gebracht werden kann. In diesem letzten Abschnitt sollen dazu einige mögliche Kriterien einer Studienreform skizziert werden. Geht man von der immer neu einzuübenden „universitas“ als Gemeinsamkeit von Lernenden und Lehrenden aus, dann können diese Perspektiven gleichzeitig als Einladung an (gegenwärtige und künftige) Studierende verstanden werden, sich zusammen mit den Lehrenden auf einen offenen, jeweils neu zu überprüfenden Lernprozess einzulassen.

4.1 Das Lernen lernen

In Zukunft wird neben einer soliden theologischen Grundausbildung, die außer Fähigkeiten und Methoden immer auch die Vermittlung unerlässlicher Grundlagen umfasst, der Fähigkeit zur Selbst- und Weiterbildung besondere Aufmerksamkeit zu schenken sein. Immer noch kommt der Faktenkenntnis, die weithin nur Voraus-

¹⁸ Vgl. dazu den Beitrag von C. Schnabl/U. Hamachers, Im Zirkel von Theorie und Praxis. Herausforderungen an das Theologiestudium der Zukunft, in: C. Friesl, Christsein als Beruf, a.a.O., 116–130; hier 117.

¹⁹ Ebd. 117.

²⁰ Eine interne Evaluation der Lehrveranstaltung „Einführung ins Heilsmysterium“ am Institut für Fundamentaltheologie und Dogmatik der Katholisch-Theologischen Privatuniversität Linz im Sommersemester 2001 kommt für den ersten Studienabschnitt zu vergleichbaren Ergebnissen. Es fehlt nicht an lobenden, bisweilen sogar euphorischen Stimmen hinsichtlich der Lehr- und Lernatmosphäre. Andererseits wird eine unvermittelte Spannung zwischen traditionellen theologischen Lehrinhalten und dem Erfassen sowohl der gesellschaftlichen als auch der persönlichen Lebenssituation deutlich.

²¹ Nicht mehr in den Blick genommen wird die Frage des Verhältnisses von Bildung als einem lebenslangen Prozess und der Ausbildungsphase im engeren Sinn, ebenso kann auf die Rahmenbedingungen von Fort- und Weiterbildung nicht mehr eingegangen werden. Es bleibt zu hoffen, dass die kurz skizzierten Kriterien des letzten Abschnitts auch für diese nicht mehr thematisierten Problemfelder einige Perspektiven aufzeigen.

setzung, aber nicht Ausbildungsziel sein kann, ein zu hoher Stellenwert zu. Unerlässlich erscheint mir, bei den Studierenden die Fähigkeit zu wecken und einzuüben, sich auf kreative Lernprozesse einzulassen und sich dem Risiko eigenen Denkens anzuvertrauen – einschließlich der lebensgeschichtlichen Konsequenzen, die daraus folgen. Dieser Prozess ist von den Lehrenden gezielt zu fördern. Etymologisch bezeichnet der Begriff „studium“ nicht ein von außen her gefordertes Arbeitspensum, sondern eine innere Haltung, sich „mit eifrigem Streben“ nach wissenschaftlichen Kriterien mit einem Sachverhalt zu befassen. Ein Studienziel muss in dieser Fähigkeit und Bereitschaft liegen, in sachkundiger und fachlich verantwortbarer Weise mit den praktischen Problemen der Pastoral umzugehen.

4.2 Verantwortung einüben

Weithin herrschen auch heute noch Strukturen der Abhängigkeit, sich nicht des eigenen Verstandes zu bedienen – nicht nur im kirchlichen Raum! Viele sind es gewohnt und akzeptieren es auch, dass andere für sie denken und Lebensentscheidungen für sie treffen – oder tief in solche eingreifen, wo sie selbst gefordert sind. Diese Situation verschärft sich durch die Undurchschaubarkeit komplexer gesellschaftlicher Prozesse und die ständige Zunahme des Sachwissens, die zu Spezialisten- und Fachidiotentum führt. Gegen diese geistige Enge steht die abendländische Bildungstradition. Auch wenn der Bildungsbegriff pädagogisch desolat erscheint, ist das in ihm angesprochene Potential zu wertvoll, um der Vergessenheit über-

antwortet zu werden. Ursprünglich aus dem spätmittelalterlichen mystischen Kontext stammend (Meister Eckhardt gebraucht den Begriff des „Überbildetwerdens“²²), übernimmt der säkularisierte Begriff die Intention einer dem Menschen angemessenen Lebensform, die nicht mit der Anhäufung von Wissen gegeben ist, sondern eine integrale Zusammenfügung von außen und innen, Wahrnehmung und Gestaltung, Rezeption und Produktion meint. Diese Tradition führt nicht in die Sackgasse einer monomanen Selbstbezüglichkeit, sondern sieht den Menschen als ein Wesen, das für seine humane Existenz vielfache Beziehungen braucht. Diese Beziehungsfähigkeit setzt Freiheit nicht außer Kraft, sondern bedingt sie. Nur ein freies Subjekt ist der Verantwortung fähig. Die Freiheit des Glaubens, der Entscheidung und der Denk- und Handlungsweise einzufordern und im Maß des Möglichen einzuüben, darf aus dem Lernprozess eines Theologiestudiums nicht ausgegrenzt werden. Es muss ihm darum gehen, eine eigenständige Lebens- und Glaubentscheidung zu fördern und zu deren Ermöglichung beizutragen.

4.3 Globaler Horizont – lokale Verwurzelung

Die katholische Kirche gehört zu den ältesten „global players“. Gleichzeitig zeichnet sie sich durch das Bemühen um besondere Basisnähe aus („Lasst die Kirche im Dorf!“). Traditionell war die Verbindung zur Universalkirche exklusiv über die Verbindung mit Rom vermittelt. Die „romanitas“ garantierte die Verbindung mit der Weltkirche. Entsprechend waren die Haupt-

²² Vgl. dazu E. Lichtenstein, „Bildung“ im Hist. Wörterbuch der Philosophie, Bd. 1, Sp. 922.

kommunikationswege der Kirche organisiert. Diese herkömmliche Struktur muss in der Form eines Netzwerkes ausgebaut werden. Für das Theologiestudium bedeutet das: Immer wichtiger werden Sprachenkenntnisse, Auslandserfahrungen, Begegnungen mit anderen Kulturen und Religionen, das Denken in einem globalen Horizont einerseits und die Verwurzelung in lokalen Gegebenheiten andererseits, weil die Besinnung auf Herkunft sowie kultureller und sozialer Zugehörigkeit die eigene Identität verbürgt. In dieser Spannung und Herausforderung, die noch um die Dimension der Geschichte zu erweitern ist, liegt das spezifisch „katholische“ Moment des Theologiestudiums.

4.4 Professionalität heißt Praxisbezuglichkeit

Der Begriff der „Professionalität“ genießt heute einen hohen Kredit. Gemeint ist die ausschließliche Ausübung bestimmter Tätigkeiten durch fachlich dafür Ausgebildete, die nach dem gegenwärtigen Stand der Forschung über ein systematisches Fachwissen und entsprechende Fähigkeiten verfügen. Als Ausweis der Beherrschung der erforderlichen Kenntnisse und Fähigkeiten dient eine strenge Zugangskontrolle, die mit der überprüfbarer Selektion auch die entsprechende gesellschaftliche Anerkennung garantiert. Wir erleben in unserer Gesellschaft eine zunehmende Professionalisierung und Verwissenschaftlichung in immer mehr Lebensbereichen. Diesem Anspruch kann sich das kirchliche Handeln nicht entziehen. Für die Berufsausbildung bedeutet dies die empirisch überprüfbare Einforderung fachlicher Kenntnisse, Fähigkeiten und Denkweisen. Damit geht die Notwendigkeit ein-

her, Lerninhalte und Berufsfeld immer enger aneinander zu binden, gleichzeitig aber auch eine immer stärkere Funktionalisierung in Kauf zu nehmen. Auch wenn sofort einsichtig wird, wie sehr mit diesem Trend die übergreifenden Perspektiven der systematischen Fächer unter Legitimationsdruck geraten, muss dem Anspruch der Professionalisierung Rechnung getragen werden. Universitätsintern dient dazu als Prüfstein der Bereich der Hochschuldidaktik. Leitbild eines Universitätslehrers kann nicht mehr jener schrullige geniale Gelehrte sein, dem Hörer und Hörerinnen an den Lippen hängen, um seine Weisheit zu verkosten, sondern es braucht kommunikativ geschulte Männer und Frauen, die bereits in der Weise der Vermittlung ihrer fachlichen Inhalte eine Form der Kommunikation praktizieren, die den Studierenden paradigmatisch Maßstäbe an die Hand gibt, wie sich Theologie vermitteln muss.

4.5 Theologie als kirchliche Wissenschaft

Katholische Theologie steht und fällt mit der Kirche. Der Begriff der Kirche ist ein Tatsachen- wie ein Projektbegriff. Kirche ist, sie muss aber auch noch werden. Sie wird aufgebaut, wo das Volk Gottes gesammelt wird, die Frohbotschaft hört und aus ihr lebt. Im Horizont der Moderne erscheinen für viele zeitgenössischen DenkerInnen die Begriffe Kirche und Wissenschaft unvereinbar. Sie beinhalten unbestreitbar eine Spannung, insofern sie verschiedenen Bereichen angehören. Aber diese Bereiche stehen einander nicht nur unvermittelt gegenüber, sie durchdringen sich. Ein Ort dafür ist das Studium der Theologie. In ihm muss die Spannung von Faktizität und Entwurf, von Tradition und der Eröff-

nung von Zukunft, von herkömmlicher Erfahrung und zukünftiger Notwendigkeit zur Sprache gebracht und ausgetragen werden. Wenn ein Großteil der Studierenden der Theologie zwar die Vermittlung der Tradition zutraut, sich aber keinen entscheidenden Beitrag für die Fragen der Menschen von heute und ihre Lebensprobleme erwartet, dann ist Alarm angesagt. Die Pole von Tradition und Innovation sind aus dem Gleichgewicht geraten. Gefordert sind insbesondere die systematischen Fächer im Hinblick auf Handlungs- und Praxisrelevanz. Sie haben ihren Diskurs daraufhin zu überprüfen, inwieweit Fragen der Vergangenheit möglicherweise einen viel zu breiten Raum einnehmen, statt dass die Tradition konsequent unter dem Formalobjekt gegenwärtiger Herausforderungen thematisiert wird. Als kirchliche Wissenschaft hat sich die Theologie an dem Kriterium zu verantworten, ob sie „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art“²³ zu ihrem Thema macht.

4.6 Die Rückkehr Gottes in die Theologie²⁴

In aller Nachdrücklichkeit gefragt: Wozu Theologie studieren? Alle mit vollem Recht angeführten Argumente können – im Licht des Glaubens gesehen – auf ein einziges zurückgeführt werden: Es geht darum, Gottes Wort im Spra-

chengewirr des Alltags vernehmbar zu machen. Vernehmbar als *Gottes* Wort im Wort des Menschen, im Horizont von Fehlbarkeit und Zweideutigkeit. Als sachliche Forderung ergibt sich daraus für die innere Organisation des theologischen Fächerkanons und seiner Vermittlung: Mit innerer Stimmigkeit muss die Gottesfrage als treibende Kraft aller theologischen Denkarbeit erkennbar werden. Woran aber lässt sich überprüfen, ob sich hinter diesem zur Sprache gebrachten oder vielmehr semantisch nicht zugedeckten, sondern offen gelassenen Geheimnis Gottes nicht jene Hypostasierung oder Projektion verbirgt, gegen die sich die Religionskritik des 19. Jahrhunderts mit Recht gewandt hat? Verifizierbar wird dies allein aus der Praxis des Glaubens. Der lebendige Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs erweist sich als Inbegriff von Heil und Befreiung. Sein Wort verifiziert sich im lebensgeschichtlichen Kontext. Es befreit zum Handeln. Wo dieses Wort zur Sprache gebracht wird, dort geschieht, was es besagt²⁵. Dieses Wort, das die Theologie stammelnd zu artikulieren hilft, setzen weder die schrecklichsten Ereignisse des Lebens noch die alles überwältigende Macht des Todes außer Kraft. Es ist Inbegriff von Leben. Wenn diese Botschaft vernehmbar wird, dann ist Gott tatsächlich in die Theologie zurückgekehrt, möglicherweise verborgen oder gar anonym, aber wirksam.

²³ GS 1.

²⁴ Vgl. dazu D. Tracy, Die Rückkehr Gottes in der Theologie der Gegenwart, in: Conc (D) 30 (1994) 500–507. Die Formulierung könnte traditionalistisch missinterpretiert werden, hier ist an die biblische Begegnungskategorie gedacht.

²⁵ Vgl. Dtn 32,47; Jes 55,10f.